

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Aus dem literarischen Nachlasse von Johann Ludwig  
Mosle, Großherzoglich Oldenburgischem Generalmajor**

**Mosle, Johann Ludwig**

**Oldenburg, [ca. 1879]**

Zweite Sendung im October 1848.

**urn:nbn:de:gbv:45:1-7331**

## Zweite Sendung im October 1848.

(Vorgelesen in der Literar-Gesellschaft vom 30. December 1861.)

In den letzten Tagen des September 1848 war ich von Wien zurückgekommen und hatte von einem sechswöchentlichen höchst interessanten Aufenthalt daselbst unter vielen bunten und verwirrenden Eindrücken einen ganz deutlichen zurückgebracht, — den nämlich, „daß Oesterreich in seiner Neugestaltung nicht Hand in Hand mit Deutschland gehen könne, sondern sich von uns trennen werde“. Man hatte mich von Seiten der Centralgewalt in Frankfurt nach Wien gesandt, um deren Theilnahme an der Pacification Italiens als Vermittlerin anzubieten und zu erwirken, und ich hatte die Erfahrung gemacht, daß weder Regierung noch Volk in Oesterreich im Grunde ihres Herzens von der Frankfurter Centralgewalt etwas wissen wollten, daß vielmehr nur eine in Wahrheit schwache, aber für den Moment durch Unverschämtheit das Wort führende Partei der deutschen Fahne nicht folgte, sondern sie emporhielt als Deckmantel und Vorwand ihrer theils abgeschmackten, theils frevelhaften Bestrebungen und Thaten.

Bei meiner mündlichen Berichterstattung an den Minister in Frankfurt nach erfolgter Rückkehr hatte ich dieses Eindrucks kein Hehl und sprach lebhaft meine Ueberzeugung aus, daß Oesterreich sich nicht um uns kümmern und seinen eignen Weg gehen werde und müsse. Herr v. Schmerling lächelte schlau, wie er pflegte, gab mir dann im Ganzen Recht, meinte aber doch, „sie könnten uns in Wien dennoch bald nöthig haben, und man müsse mit einander gehen, so lange es irgend möglich sei“.

Wenige Tage nach diesem Gespräch kam die Nachricht von den Ereignissen des 6. October in Wien: Volks- und Soldaten-Empörung, Sturm des Zeughauses, Ermordung Latour's, Flucht der andern Mini-

ster, des Kaisers und des Hofes. Der Eindruck in Frankfurt auf alle Parteien war ein ungemein lebhafter und aufregender. Die Linken jubelten hoch auf: „Wien ist unser, da ist der Anfang der großen mitteleuropäischen Republik!“ Blum und Fröbel reiseten ab, „die große Bewegung zu leiten“, manche dei minorum gentium folgten ihm; die Zurückbleibenden bereiteten Interpellationen und Anträge in der National-Versammlung zur Unterstützung dieser Erhebung unter der deutschen Fahne. Alle Conservativen sahen sich ängstlich an; die Besorgtesten hielten den Zusammensturz der österreichischen Monarchie für gewiß und sahen die siegende Demokratie von Wien aus über das halb aufgelösete Deutschland sich ergießen; selbst die Muthigeren waren rathlos, wie dem Sturm gesteuert werden könne, dem die deutschen Farben vorangetragen wurden und der gegenüber der Treulosigkeit und Schwäche der österreichischen Regierung keineswegs so ganz unberechtigt schien.

Was mich betrifft, der ich noch ganz frisch und voll von Wiener Eindrücken war, so war mein erstes Gefühl ein tiefer Unwille gegen diese traurige Regierung, die sich nur auf falsches Spiel, auf Intriguen und Gegeneinanderhezen von Personen und Volksstämmen zu verstehen schien, und allenthalben nachgab und versprach, von vorn herein mit dem Bewußtsein und Vorsatz nicht Wort halten zu können oder zu wollen. Nun waren die Wiener Studenten und die Schreier der Tabagien Herr über sie und die Hauptstadt geworden und das furchtbarste Unheil drohte über alle deutschen Länder herein! Ich hatte die halb kindischen, halb boshaften Elemente der Wiener Demokratie kennen lernen, und stellte mir die Wirkungen vor, welche sie als Herrin der abgefallenen bewaffneten Macht und der zahlreichen Bürgerwehr sofort auf die nächsten Provinzen ausüben könnte. Sie konnte den kämpfenden Ungarn die Hand reichen und den nicht starken Sellachich zwischen zwei Feuer bringen. Radezki war fern und hatte das in Aufruhr entbrannte Italien zu hüten. In den Erblanden, in Böhmen, waren noch Truppen, aber in ihren Garnisonen zerstreut und vielleicht auch nicht treu. Nirgends, so schien es, fand der flüchtige Kaiser eine Armee, einen Feldherrn; höchstens vorläufige persönliche Sicherheit bei den treuen Tyrolern, denen er zugeeilt sein sollte.

Da mir und meinen Freunden diese und ähnliche triste Reflexionen durch den Kopf schwirrten und lebhaft unter uns ausgetauscht wurden, fand ich am 11. October, vom Mittagessen zurückkehrend, den Herrn v. Würth, einen gebornen Wiener, Mitglied der National-Versammlung und Unterstaatssecretair im Departement des Auswärtigen, auf meinem

Zimmer. „Er habe mich hier erwartet, weil er mir eine eilige Mittheilung des Reichsministeriums zu bringen habe; um 7 Uhr desselben Abends sei Ministerrath im Bundespalais, und man wünsche meine Anwesenheit daselbst, um mit mir wegen der Wiener Vorgänge zu sprechen; ich sei erst kürzlich von Wien zurück, kenne die dortigen Verhältnisse und müsse mit Rath und That zur Hand sein.“ Herr v. Würth, ein langer, feiner, etwas schwächerer Mann, war sehr erregt und stark ergriffen von dem Schicksal seiner Vaterstadt; auf meine Frage, ob neuere Nachrichten angekommen? erwiderte er: „Man wisse nicht einmal, wo der Kaiser sei, sogar die tägliche Correspondenz des Erzherzogs sei seit fünf Tagen ausgeblieben, nur aus München erfahre man immer ärgere Thatsachen und Gerüchte“.

Ich stellte mich Abends pünktlich ein und fand im Vorsaal außer Herrn v. Würth, der mich empfing, den Geh. Rath Welker und einen Fremden, dem ich sogleich vorgestellt wurde. Es war der Minister Hansmann aus Berlin, vor Kurzem als Minister der Finanzen abgetreten und sich in Frankfurt aufhaltend, um dort die Centralgewalt und die National-Versammlung kennen zu lernen und die bekannte Brochüre über sie zu schreiben. Ein breitschultriger, wohlgenährter Mann mit großem, gemeinem Gesicht, in welchem ein mir unter solchen Umständen doppelt auffallendes, beständiges, wohlgefälliges und behagliches Lächeln spielte. — Wir drei steckten sofort die Köpfe zusammen. „Wissen Sie, was man mit uns vorhat?“ sagte Welker; „man wird uns nach Oesterreich schicken wollen!“ — Nach Oesterreich? fragte ich erstaunt, und wozu? und in welcher Eigenschaft? — Welker wollte fortfahren, als Herr v. Schmerling die Thür öffnete und uns in das Sitzungszimmer lud.

Die sämmtlichen Minister und Unterstaatssecretaire der deutschen Centralgewalt waren versammelt um den bekannten großen Bundestagstisch, und wir drei Delinquenten wurden eingeladen, die leeren Stühle neben dem Präsidenten einzunehmen. Die Sitzung begann mit einem langen Vortrag des Herrn v. Schmerling über die Wiener Ereignisse, über die Nothwendigkeit, daß die Centralgewalt etwas thue, über die Verwerflichkeit oder Unmöglichkeit jedes andern Einschreitens als durch vermittelnde Reichscommissarien. Dazu seien wir drei ersuchen und er hoffe von unserer Gesinnung für das gesammte Vaterland, daß wir die allerdings bedenkliche und beschwerliche Mission annehmen würden. Folgte eine Motivirung der Wahl unserer Personen, die viel Schmeichelhaftes für meine beiden Herren Collegen und für mich den Ausspruch

enthielt, daß man mich für einen entschlossenen Mann und Soldaten halte und mit den Wiener Verhältnissen bekannt wisse. Wir wurden dann aufgefordert, uns über die Sache zu äußern.

Herr Hansemann begann mit der Erklärung, daß er sich nicht gleich erklären könne und sich bis morgen Bedenkzeit erbitten müsse. Darüber entspann sich sofort eine lebhafte Debatte, an welcher fast alle Mitglieder der Versammlung Theil nahmen. v. Bruck (der österreichische Bevollmächtigte bei der Centralgewalt), Mohl, Schmerling, Würth schilderten den Drang der Umstände und die Verantwortlichkeit jedes Bögers. Mathi insbesondere hob hervor, daß die Commissarien morgen auf der Reise sein müßten, und daß, wenn Herr Hansemann nicht wolle, man sich noch zuvor nach einem Andern umzusehen haben werde. Herr Hansemann hörte dem Allen lächelnd zu und benutzte die halbe Stunde, die es dauern konnte, seine Gedanken zu sammeln. Dann nahm er mit großer Ruhe und Sicherheit das Wort, sprach eine kurze Einleitung, in welcher er sich tief gerührt erklärte über die Ehre, die ihm in dieser Wahl für eine höchst wichtige, gefährvolle und verantwortliche Sendung widerfahre, theilte seine weitere Expectoration in drei wohlgeordnete Abschnitte, indem er ausführte, daß erstens seine politischen Ueberzeugungen, zweitens seine persönlichen Verhältnisse und drittens der Zustand der Dinge in Oesterreich ihm eine Uebernahme dieses ehrenvollen Auftrages nicht gestatteten, und schloß mit einem gut gesetzten Epilog, in welchem er seine Vaterlandsliebe und seine Aufopferungsfähigkeit betheuerte. Während dieser gewiß halbstündigen Rede waren alle Gesichter lang geworden, dasjenige meines Nachbarn Welker verfärbte sich abwechselnd vom Blaffen in's Hochrothe bis in's Indigoblaue hinein, und kaum war Senem das letzte Wort entfahren, als er nach seiner Art, wenn er heftig erregt war, die beiden geballten Fäuste mit gestreckten Armen vor sich hinschnellte und ausrief: „Und ich, meine Herren, nehme diese ehrenvolle Sendung an, gerade weil sie gefährlich und verantwortlich ist, und ich habe keine Ueberzeugungen und Verhältnisse, die mich verhindern könnten, in bedenklichen Umständen dem Vaterlande zu Diensten zu sein!“ Ein verlegenes Schweigen lagerte sich einen Moment über der Versammlung, welchem Herr v. Schmerling mit gewohnter Gewandtheit ein Ende machte, indem er sich gegen mich wandte und mich aufforderte, auch meine Ansicht auszusprechen. Ich sagte so ruhig und gehalten, als ich vermochte: „Im Allgemeinen sei ich derselben Ansicht und Empfindung, die der Geh. Rath Welker soeben bezeichnet habe. Nur müsse ich ge-

stehen, daß ich in diesem Augenblick durchaus keine Möglichkeit sähe, wie Reichscommissarien in Oesterreich unter den obwaltenden Umständen wirksam werden könnten. So wie die Sachen zu stehen schienen und nach meiner Kenntniß der dortigen politischen Elemente würden zwei schroff einander gegenüber stehende Parteien dort im offenen Kampfe sein, wenn wir nach 5 bis 6 Tagen in Oesterreich ankommen, die streng österreichisch gesinnten sogenannten Schwarzgelben auf der einen, und die unter den deutschen Farben gesammelten Demokraten mit ihrem Anhang aus dem niedern Volk auf der andern Seite. Erstere würden gar nichts von uns und von Frankfurt wissen wollen, und letztere nur dann auf uns hören, wenn wir ihrem wilden Treiben beistimmen, im andern Falle uns für Verräther und verkappte Aristokraten erklären. So bereit ich also auch wäre, mich der bedenklichen und gefährlichen Mission zu unterziehen, so würde ich doch bitten müssen, mir den Weg und die Handhabe näher anzudeuten, vermittelst welcher wenigstens die Möglichkeit eines Erfolges gegeben wäre.“

Herr Bassermann, der Unterstaatssecretair des Innern, erwiderte: „Meine Annahme, daß sich bei unserer Ankunft die Bevölkerung in zwei großen Parteien kämpfend einander gegenüberstehen werde, sei zwar möglicherweise richtig und er gebe zu, daß unsere Vermittlungsversuche in solchem Fall schwer Gehör finden würden, aber eben so möglich sei, daß wir noch Alles in voller Confusion und Rathlosigkeit, die Einen über ihren Sieg, die Andern über ihre Niederlage gleichsam bestürzt, beide Parteien haltungs- und führerlos der einbrechenden Verwirrung gegenüber finden würden, ja, nach den eingehenden Nachrichten und in Berücksichtigung der geringen politischen Bildung des Volks sei das sogar der wahrscheinlichere Fall. Unter solchen Umständen aber werde es oft nur auf die Erscheinung einer dritten versöhnenden Instanz ankommen, um den Sturm zu beschwören, und wir, ausgerüstet mit der Autorität des Reichsverwesers, der zugleich ein geliebter österreichischer Prinz sei, kämen vielleicht allen Parteien, besonders aber den ruhigen Bürgern, die am meisten bei dem sinnlosen Kampf zu verlieren hätten, höchst erwünscht und würden so schnell zum Mittelpunkt der Beruhigung und des Friedens.“

Die übrigen Mitglieder des Ministeriums, namentlich Herr v. Schmerling und Herr v. Würth, unterstützten diese Ansicht auf das Lebhafteste, und der Letztere wurde so tief erregt und weich bei der Schilderung seines dem Unsinn und der Verwirrung Preis gegebenen und auf Deutschland hoffenden Vaterlandes, daß ihm die Stimme zit-

terte und die Augen in Thränen standen. „Unser bloßes Friedensgebot im Namen des Reichsverwesers, des Erzherzogs Johann, werde electricisch wirken; wir könnten den Triumph haben, den Kaiser in seine Burg zurückzuführen und ihn veranlassen, durch Bestellung eines volksthümlichen Ministeriums sich mit der Reichsversammlung und dem irre gewordenen Volk zu versöhnen!“

Das schlug bei Welfern lebhaft ein. Er erinnerte daran, wie zu Zeiten des alten Reichs Oesterreich oft vermittelnd bei deutschen Händeln eingeschritten sei, es wäre schön, wenn die jetzige deutsche Reichsgewalt bei dieser großen Gelegenheit solche Dienste durch einen größern Gegendienst vergölte. Das werde zur Befestigung ihres Ansehens und ihrer Geltung, dann zum innigeren Anschließen Oesterreichs an Deutschland mehr beitragen, als hundert Schwüre und Huldigungen.

Ich äußerte: „daß ich mich zwar nicht von der Wahrscheinlichkeit dieser Wendung der Dinge überzeugen könne, daß ich aber die Unerläßlichkeit eines Versuchs solcher Art von Seiten der Centralgewalt zugeben müsse. So sei ich denn auch bereit, den Auftrag anzunehmen, jedoch nur unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß noch ein drittes Mitglied, und zwar vorzugsweise ein Preuße von Ruf und Namen, sich der Commission anschließe. Unter so ungewissen Umständen, wie diejenigen, denen wir entgegen gingen, sei es nothwendig, daß in Fällen des Dissenses eine Majorität unter den Commissarien gefunden werden könne, und die Autorität der Commission werde gehoben werden, wenn nicht alle Mitglieder derselben aus den kleineren deutschen Staaten seien. Außerdem müsse ich voraussetzen, daß der Großherzog, mein Herr, wegen meiner abermaligen plötzlichen Verwendung beruhigt und von Sr. K. H. dem Erzherzog selbst benachrichtigt werde.“

Man stimmte mir allgemein bei und es erhob sich nun von vielen Seiten ein erneuter Sturm auf die dialectischen Verschanzungen, hinter welche sich Herr Hansemann vorher versteckt hatte. Vergebens. Der freundliche Mann lächelte noch stärker als zuvor, kam immer wieder auf seine amtliche Stellung als Berliner Bankdirector und auf seine in den preussischen Kammern ausgesprochene Ueberzeugung zurück, daß die provisorische Centralgewalt nicht befugt sei, sich in die innern Angelegenheiten der Bundesstaaten, namentlich derjenigen, welche europäische Mächte seien, zu mischen, und schloß mit der Hinweisung auf die vielen in Frankfurt anwesenden namhaften Preußen, von denen gewiß einer oder der andere bereit sein werde, sich der Reichscommission anzuschließen. —

Herr v. Schmerling hoffte endlich dasselbe, versprach, morgen in aller Frühe die erforderlichen Schritte zu thun und uns Jemanden nachzusenden, der uns spätestens in München, wo wir einen Tag zubringen und Erkundigungen einziehen sollten, einholen würde. Er schloß dann die Versammlung mit der Aufforderung an Welker und mich, uns morgen früh bei dem Erzherzog zu beurlauben und im Lauf des morgenden Tages abzureisen.

Der Erzherzog selbst gab uns des andern Tags Vollmacht, Briefe, Instructionen und seinen Reise Segen. Er entließ uns mit den Worten: „Handeln Sie nach den Umständen, meine Herren; wenn es aber thumlich ist, so suchen Sie erst den Kaiser auf und verabreden Sie mit seinen Rätthen, wie die Sache anzugreifen ist. An Ihre Herren habe ich schon geschrieben und sie können von der Seite ganz ruhig sein.“ Der alte Herr sah dabei gar schlau aus seinen großen blauen Augen, klagte zwar über die völlige Ungewißheit, in der er sich befinde und über den Mangel aller sichern Nachrichten, war aber nichts weniger als tief besorgt und keineswegs in verlegener, ergriffener Haltung. „Das wird sich schon machen; das is nit das Schlimmste, das i erlebt hab,“ sagte er wiederholt, und empfahl uns den Obersten Körber, seinen Correspondenten in Wien, der uns am besten über die Verhältnisse orientiren werde. — „Er schreibt mir alle Tag’, nur nit seit dem 6., i hoff’ halt nit, daß ihm was geschehen ist.“

Gegen Abend saßen Welker und ich in einem Coupé erster Classe auf der Eisenbahn nach Stuttgart neben einander, und unser erstes Gespräch war ein lebhafter Disput über das künftige Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland. Da dieser Disput sich auch später und so lange die Reise dauerte stets erneuerte, da aus ihm unsere beiderseitige Stellung zu der ganzen österreichischen Frage sich ergiebt, und da die Verschiedenheit dieser Stellung zu Divergenzen über die Lösung der gemeinschaftlichen Aufgabe führen mußte und wirklich führte, so will ich hier gleich einen Augenblick dabei verweilen.

Welker’s Leitstern war schon theoretisch vor Allem das Nationalitätsprincip; er wiederholte unaufhörlich den Refrain des Arndt’schen Liedes: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ Er hatte den größten und besten Theil seines Lebens (obwohl ein Hesse von Geburt) in Süddeutschland zugebracht, kannte und liebte die dortige Volksweise und zog sie derjenigen der Norddeutschen vor, die er im Allgemeinen als Philister und Klugscheißer characterisirte. Besonders hatte er einen Biß auf Preußen, wo es ihm schlecht ergangen war und

an dem er mit Ausnahme der Erhebung von 1813 nichts Gutes fand. Desto mehr sagten ihm die Oesterreicher mit ihrer naiven, entgegenkommenden Art zu und er wußte sich bei ihnen bekannt und geehrt; die Hälfte aller Exemplare des „Staatslexicons“ war in Oesterreich verkauft worden.

So war ihm der Gedanke einer politischen Trennung Oesterreichs von Deutschland unerträglich, ja er erschien ihm frevelhaft. Er betrachtete das deutsche Reich als schon vorhanden und eiferte mit sittlicher Empörung gegen den furchtbaren Gedanken, daß man 12 Millionen deutscher Brüder aufgeben und abtrennen könnte. Und wenn ich ihm dagegen bemerkte, daß kaum die Hälfte dieser 12 Millionen wirkliche Deutsche seien und daß man  $\frac{2}{3}$  von Böhmen und fast ganz Mähren und halb Steiermark u. s. w. den Slaven überlassen müsse, wenn das Nationalitätsprincip allein entscheiden solle, so beschränkte er nach Umständen meine Zahlen oder sein Princip. Er gab dann wohl zu, Oesterreich werde unter andern Bedingungen dem deutschen Reich angehören müssen, als die übrigen Länder, aber er nahm gleich Alles zurück, wenn ich die Consequenz zog und nur ein völkerrechtliches Bündniß-Verhältniß möglich hielt. Er fing dann an, heftig zu declamiren und sprach sich selbst in solche Erhizung und Rührung hinein, daß ihm nicht selten die Thränen in den Augen standen. Ich beschwichtigte dann wohl ihn und mich durch die Bemerkung: „Am Ende sei gegenwärtig noch Alles ungewiß und in den Geburtswehen; Niemand wisse, was daraus werden könne; für jetzt hätten wir ja auch nur die Aufgabe, nach Kräften für Herstellung der Ruhe in Oesterreich thätig zu werden“, — aber im Herzen ward ich doch mehr und mehr bedenklich, mit dem heftigen, leidenschaftlichen Mann einer möglicherweise sehr schwierigen Situation entgegenzugehen und sehnte mich nach München, wo wir nähere Anweisungen und einen dritten Commissair finden sollten.

Wir kamen dort nach einer raschen Reise über Heidelberg, Stuttgart und Ulm am 15. October Abends an und erbaten uns sogleich schriftlich eine Conferenz mit dem bayerischen Ministerium. Graf Bray, der Minister des Auswärtigen, bestellte uns auf den andern Morgen zu sich, wo wir die andern Minister v. Lerchenfeld, Thon Ditmar und Heinz versammelt trafen. Ein Schreiben des Reichsministeriums hatte uns angekündigt, eine Einlage desselben an uns wurde uns eingehändigt. Sie enthielt die Benachrichtigung, daß der in München befindliche Fürst v. Leiningen (der vor Kurzem einige Tage Präsident des

Reichsministeriums in Frankfurt gewesen) uns als dritter Commissair nach Oesterreich begleiten werde, daß wir in München höchstens einen Tag zu bleiben und die Mittheilungen des baierischen Ministeriums zu empfangen hätten, dann aber unsere Reise nach Oesterreich fortsetzen und nach den Umständen einrichten möchten. Wir theilten den Inhalt dieses Schreibens und unsere Vollmacht sofort den baierischen Herren Ministern mit. Die Vollmacht lautete:

„Die Vorfälle in Wien und der dort entflammte Bürgerkrieg fordern die Central-Gewalt zur Erfüllung ihrer Pflicht nach dem Gesetz vom 28. Juni 1848 auf, wonach sie die ausübende Gewalt in Angelegenheiten der Wohlfahrt und Sicherheit des deutschen Bundesstaats zu führen hat. -- Sie ernannte daher die Herren Carl Welker und Ludwig Mosle, Bevollmächtigte bei der provisorischen Centralgewalt, als Reichscommissaire für alle österreichischen Gebietstheile des deutschen Bundesstaats und bevollmächtigt sie hiermit, alle zur Beendigung des Bürgerkriegs, zur Herstellung des Ansehens der Gesetze und des öffentlichen Friedens erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, zu dem Ende mit den verantwortlichen Räten der Krone und nach Lage der Verhältnisse mit dem constituirenden Reichstage in Verhandlung zu treten, entsprechendfalls die zur Durchführung des vorgedachten Zwecks erforderlichen Anordnungen zu erlassen, weshalb auch alle Civil- und Militärbehörden hiermit angewiesen werden, den Verfügungen der Reichscommissaire unweigerlich Folge zu leisten, und es werden die Herren Reichscommissaire insbesondere ermächtigt, Special-Commissaire für einzelne Fälle und bestimmte Bundesgebiete zu bestellen und mit den erforderlichen Vollmachten Namens des Reiches zu versehen.

Frankfurt, 15. October 1848.

Der Reichsverweser.

Johann.

Reichsministerium des Innern.

Schmerling.“

Nach lauter Vorlesung dieses Schriftstücks nahm Herr v. Lerchenfeld das Wort, indem er erklärte: „Man sei in Baiern natürlich zu jeder Unterstützung unserer Aufgabe gern bereit; nirgends habe man ein größeres Interesse, daß Ruhe und Ordnung in Oesterreich hergestellt würden.“ Wir dankten und fügten hinzu, „was wir zunächst bedürften, wäre Mittheilung über den neuesten Stand der Sachen in Oesterreich und Besprechung mit dem Fürsten Leiningen“. — Man hatte über die

letzten Vorgänge in Wien nur unsichere und widersprechende Nachrichten, kannte die Pläne der österreichischen Regierung nicht und wußte nur, daß der Kaiser in's Salzburgsche gegangen sei. Auch heiße es, daß Fürst Windischgrätz in Böhmen und Mähren Truppen sammle. Jeden Augenblick und noch im Lauf des Tages könnten Nachrichten einlaufen, die einen klareren Blick in die Lage der Dinge gestatteten. Wir würden wohl am besten thun das abzuwarten, bevor wir etwas über die Richtung unserer Weiterreise und über die zunächst zu thunenden Schritte beschlössen. Gern wolle das Ministerium eine Zusammenkunft mit dem österreichischen Gesandten in München, Baron v. Brenner, vermitteln.

Wir acceptirten dankbar und Graf Bray schlug vor, Abends bei ihm den Thee zu nehmen, wo wir den Baron Brenner und den Fürsten v. Leiningen finden würden.

Gegen 11 Uhr empfahlen wir uns bis zum Abend. Diese baierischen Herren Minister hatten uns einen durchaus wohlthuenden Eindruck gemacht. Sie waren entgegenkommend, gefällig, von sehr guten Formen und deutscher Gesinnung. Es leuchtete zwar durch, daß sie uns nicht um unsere Mission beneideten und wenig Vertrauen in deren Erfolg hatten, aber sie hielten es doch für richtig und nothwendig, daß ein solcher Versuch gemacht werde.

Auders sah die Sachen der Fürst v. Leiningen, bei dem wir sogleich vorfuhren. „Er könne einen Auftrag solcher Art nicht annehmen und habe seine Ablehnung schon nach Frankfurt gemeldet. Seine Verbindungen mit der Regierungspartei und mit der Aristokratie in Oesterreich seien zu eng, er sei dort viel zu bekannt, als daß seine Erscheinung einen andern als höchst ungünstigen Eindruck auf die Empörer in Wien machen könne. Zum Vermittler und Versöhner eigne er sich in dieser Sache am wenigsten. Der Aufstand müsse mit Gewalt niedergeworfen werden. Auch ohne ihn würden wir das nicht verhindern können, mit ihm ganz gewiß nicht.“ Welker ließ sich auf Gegengründe und Zureden ein und hoffte schließlich auf die Abend-Besprechung bei dem Minister Graf Bray, wohin der Fürst zu kommen zusagte. — Ich benutzte die wenigen Stunden bis dahin, mir München und seine Merkwürdigkeiten flüchtig anzusehen.

Abends beim Minister des Auswärtigen fanden wir dann außer Herrn v. Lerchenfeld und dem Kriegsminister nur den österreichischen Geschäftsträger Baron Brenner. Fürst Leiningen hatte sich entschuldigend lassen, wegen eiliger Geschäfte, die ihn auf seine Besitzungen

riefen. Wir wußten nun, wie wir mit ihm daran waren. — Ich äußerte: „Genau genommen könne auch ich jetzt zurücktreten, denn ich habe meine Annahme an die ausdrückliche Bedingung geknüpft, daß uns ein dritter Commissair aus einem der größeren deutschen Staaten zugetheilt werde. Aber ich sehe ein, welche Verantwortung ich übernehme, wenn ich aus diesem formellen Grunde von unserer schwierigen Mission zurückträte. So wenig Erfolg dieselbe auch versprechen möge, sie müsse versucht werden. Unterbliebe sie ganz, so würde jede üble Wendung, jede unglückliche Folge der österreichischen Verwickelung denen zur Last gelegt werden, welche die Reichscommission gestört oder verhindert hätten.“ — Alles stimmte mir bei, und Welker drückte mir die Hand, indem er sagte: „Er freue sich, einen Gesinnungsgenossen zur Seite zu haben, der sich nicht scheue, dem Vaterlande auch in bedenklichen und hoffnungslosen Lagen zu Diensten zu sein.“

Herr v. Brenner theilte dann aus eben erhaltenen Depeſchen mit, „der Kaiser mit dem Hof und den Ministern sei aus dem Salzburger in der Richtung von Krems abgereist. Man vermuthet, er begeben sich nach Böhmen oder Mähren. Denn in diesen beiden Provinzen sammle Fürst Windischgrätz eine Armee, die zum Angriff auf Wien bestimmt scheine. Sellachich sei von Kärnten her den Ungarn entgegengerückt, welche auf Wien in Marsch wären, um es vertheidigen zu helfen. In Wien gehe es darunter und darüber. Fast die Hälfte der Reichstagsdeputirten sei entflohen, der Rest berathe unter den Drohungen des bewaffneten Pöbels. Der halbverrückte Messenbauer sei Commandant der Stadt und ihrer 80000 Bewaffneten.“ — Nach längerem Hin- und Herreden über den Character der ganzen Bewegung, über das muthmaßliche Einschreiten der Ungarn u. beschloßen wir, am nächsten Morgen (17. October) nach Passau abzureisen, dort nähere Nachrichten einzuziehen und nach den Umständen zum Kaiser oder nach Wien zu gehen. Noch spät Abends sandten wir unsern ersten Bericht nach Frankfurt, an dessen Schluffe auf eilige Nachsendung eines dritten Commissairs wiederholt gedrungen wurde.

Auf der langen Fahrt zwischen München und Passau drehte sich unser lebhaftes Gespräch um einen Gegenstand. Wir suchten uns aus den mehr und mehr zuströmenden Nachrichten den Zustand der Dinge in Oesterreich, den Character und die Motive der handelnden Parteien, die Wege und Möglichkeiten einer Einwirkung auf dieselben klar zu machen. So viel war deutlich und konnte ich aus meinen eignen Anschauungen in Wien bestätigen: Die Ungarn mit Kossuth an

ihrer Spitze und die Wiener Demokratie mit der Linken des Reichstags, der fast sämmtliche deutsche Abgeordnete angehörten, standen auf der einen Seite, Hof und Regierung, von den Slaven unterstützt, auf der andern. Das von der Regierung veranlaßte Auftreten Jellachich's und seiner Croaten gegen die Ungarn hatte diese wunderbare Parteilstellung hervorgerufen. Die böhmischen und mährischen Slaven sahen in dem siegreichen Auftreten ihrer croatischen und slowackischen Stammesgenossen gegen das übermüthige Magyarethum einen Triumph ihrer Nationalität. Die deutschen Demokraten und Freiheitsmänner erblickten in dem Niederwerfen der Ungarn den Sieg der Hospartei, die sich nachher gegen sie kehren und den alten Absolutismus herstellen werde. Daher die Widersehung gegen den Abmarsch der Wiener Garnison zur Verstärkung Jellachich's, welche die Scenen vom 6. October und die Ermordung des Kriegsministers Latour wie die Flucht des Kaisers aus Wien herbeiführte.

Indeß eine förmliche Trennung, ein entschiedener Kriegszustand war bis jetzt nicht eingetreten. In Wien war eine Absezung des Kaisers weder ausgesprochen noch beantragt. Im Gegentheil, Reichstag und Gemeinderath schickten Deputationen an den Kaiser und baten um seine Rückkehr und um Jellachich's Abberufung. Der Kaiser seinerseits schien den Reichstag als fortbestehend anzuerkennen, ermunterte denselben, die Ordnung so viel als möglich aufrecht zu erhalten, und ließ zwei seiner Minister (Kraus und Doblhof) in Wien zurück, die mit dem Reichstag mehrfach verhandelten, während zwei andere Minister (Wessenberg und Bach) sich beim Kaiser befanden und von dort aus die Regierungsgeschäfte besorgten.

Diese Halbheit, Unklarheit, Unentwickeltheit der Verhältnisse schien dem Versuch eines Compromisses durch Einwirkung von unserer Seite günstig. Aber wo und wie anknüpfen? Das war die große und schwierige Frage.

Wir mußten die Forderungen, Erwartungen, Ansichten beider Parteien möglichst genau zu erforschen suchen, von beiden Seiten einigen Nachlaß erwirken und darauf unsern Vorschlag einer Versöhnung unter Berücksichtigung der deutschen und der constitutionellen Interessen gründen. — Gingen wir zu dem Ende zunächst nach Wien, so war zu erwarten, daß uns die dort herrschende Partei mit Subel empfing, uns als Allürte und Hülfebringer betrachtete. Daß unter solchen Umständen unsere auf Mäßigung und Unterwerfung gerichteten Zureden auf die exaltirte Menge von Erfolg sein könnten, war kaum anzunehmen.

Hatte ich doch die verwilderten, kindischen und unklaren Elemente kennen gelernt, welche die Bewegung leiteten. Zudem, welchen Rath, welche formulirte Forderung konnten wir an sie stellen? Wußten wir doch nicht, was man im kaiserlichen Hauptquartier zu bewilligen geneigt war, welche An- und Absichten dort die herrschenden waren. — Wir hätten nur mit allgemeinen Redensarten um uns werfen können, an denen es ohnehin nicht fehlte, und riskirten auf unmögliche Wege zu gerathen, die vollends unser Ansehen und das der Centralgewalt compromittirten und die Verwicklung vergrößerten. Ich will gestehen, daß ich daneben nicht ohne Sorge war, mein trefflicher aber leidenschaftlicher und voreingenommener Gefährte könne durch die Demonstrationen und Deklamationen, denen wir in Wien unsehlbar ausgesetzt waren, leicht zu irgend einer extremen Aeußerung und Wendung verleitet werden, die Alles verderben konnte.

Ich war also dafür, nicht zuerst nach Wien, sondern zum Kaiser zu gehen, wie ja auch der Erzherzog bei unserer Abreise dringend empfohlen hatte. Welker schien sich mehr für Wien zu neigen, „wo die deutsche Fahne wehte, wo wir das geneigteste Gehör finden würden“. Er gab indeß zu, erst in Passau oder Linz würden wir uns nach den dort vorgefundenen Nachrichten schließlich bestimmen können. Damit war ich völlig einverstanden.

Am 18. October in Passau angekommen war unser nächstes Geschäft, bei den Regierungs- und städtischen Behörden Auskunft über die letzten Nachrichten aus Oesterreich einzuziehen. Man kam uns überall auf das Eifrigste entgegen; Befehle aus München hatten auf unsere Ankunft vorbereitet. „Der Wirrwar sei größer als je; schon habe es Gefechte zwischen Sellachich's Vorposten und der Wiener Nationalgarde an den Barrieren gegeben. Der Reichstag schein geneigter zum Frieden, und habe schon die zweite Deputation an den Kaiser geschickt, aber der demokratische Verein und die Mula seien Herren der Stadt und des bewaffneten Proletariats. Zuzüge von Grazer, Brünnner und andern Nationalgardien seien in Wien eingetroffen. Der Kaiser sei nicht ohne Gefahr über die Brücke bei Krems gekommen, nur rechtzeitig eintreffendes Militair habe ihn aus den Händen des bewaffneten Landvolks gerettet. In Wien sei eine Deputation der Frankfurter Linken, die Herren Blum, Fröbel und Hartmann, eingetroffen, und auch die Reichscommissaire würden dort erwartet, wie es geheißsen habe, mit preussischen und baierischen Truppen. Auf dies Gerücht habe der Pöbel in

Wien die Bildnisse der Könige von Preußen und Baiern auf dem Stephansplaz verbrannt.“

Darnach war deutlich, daß wir vor unserm Eintritt in Oesterreich Behörden und Bevölkerung über den Sinn unserer Mission aufzuklären hatten. Welker setzte eine Proclamation auf, die sofort in Passau gedruckt und dann mit Begleitschreiben an den Minister Wessenberg, den Minister Kraus in Wien, an das Präsidium des Reichstags und an den Wiener Gemeinderath in vielen Exemplaren gesandt wurde. Sie lautete:

„Im Namen des deutschen Reichsverwesers.

Der Reichsverweser von Deutschland, Erzherzog Johann von Oesterreich, in Betracht seiner Pflicht über die Sicherheit und Wohlfahrt der Bewohner aller deutschen Lande zu wachen, sandte die Unterzeichneten als Reichscommissaire nach Oesterreich. Er beauftragte uns, so viel als möglich zur Wiederherstellung der friedlichen Verhältnisse in den deutsch-österreichischen Landen zu wirken. Wir halten es daher für unsere Pflicht, die biedern Bewohner dieser Lande offen um freundliche Aufnahme und Unterstützung unserer Sendung zu bitten. Dieselbe bezweckt die Sicherung ihrer constitutionellen Freiheit, ihres Wohlstandes und Lebens gegen die gefährlichsten Störungen. Durch diese Botschaft will die mit Zustimmung der österreichischen Regierung und unter Mitwirkung österreichischer Abgeordneten entstandene deutsche Reichsgewalt, deren ehrwürdiges Haupt wir Oesterreich und seinem glorreichen Fürstenhause verdanken, den österreichischen Stammlanden ähnliche Dienste erwiedern, wie sie früher oftmals kaiserliche Vermittlungs-Commissionen Namens des alten deutschen Reiches einzelnen Staaten bei unheilvollen Zerwürfnissen mit glücklichem Erfolg leisteten.

Unsere Sendung ist eine Mission des Friedens und der Versöhnung. Wir kündigen dieselbe bei unserm Eintritt in die österreichischen Lande feierlich als eine solche an. Sie nimmt nur das Vertrauen und die besonnene rechtliche Ueberzeugung und Mitwirkung der öffentlichen Behörden und der Bürger in Anspruch. Völlig unwahr sind alle Gerüchte, als seien preußische und baierische Truppen zum Einmarsch in Oesterreich aufgeboden, als könne diese Mission, von Männern übernommen, welche schon seit den deutschen Freiheitskriegen länger als ein Vierteljahrhundert ohne Wechsel der Grundsätze und ohne Wanken ihr Leben dem Siege gesetzlicher deutscher Freiheit widmeten, jetzt reactionair gegen diese Freiheit, ja frevelhaft

gegen die deutsche Nationalität in Oesterreich und gegen Oesterreichs Verbindung mit Deutschland gerichtet sein.

Der Mangel vollständiger constitutioneller Freiheit ist gerade das höchste bisherige Unglück Deutschlands und auch die Quelle der unheilvollen Zerwürfnisse in Oesterreich; ihre reactionaire Unterdrückung würde beide zum Untergang führen. Die deutsch-österreichischen Lande sind durch Gott und die Geschichte mit Deutschland verbündet. Ihre völlige Trennung wäre Zerstörung der Lebensgesundheit für beide und Unterstützung der feindlichen Gelüste in West und Ost.

Wir fordern Euch, wackere Oesterreicher, feierlich auf, es besonnen zu überlegen, ob nicht gerade die Fortdauer Eurer unseligen Zerwürfnisse, ja ob nicht eine blutige Vernichtung wie ein blutiger Sieg der einen oder der andern der sich einander gegenüber stehenden Parteien für die Freiheit, für die Verbindung mit Deutschland, für die Blüthe und Macht aller österreichischen Völker — gleich verderblich wirken müßte! — Darum hört die Stimme des deutschen Reichs und des deutschen Reichsverwesers, vertauscht den Kampf der Waffen mit friedlicher Unterhandlung und nehmt die freundliche Vermittelung an, welche wir persönlich anzubieten im Begriff stehen.

Es lebe Oesterreich und sein ruhmvolles Kaiserhaus! Es lebe Wien! Mögen Oesterreich und Wien bald und immer mehr Wohlstand und heitern Lebensgenuß mit gesetzlicher und männlich gehandhabter, constitutioneller Freiheit vereinigen!

Passau, 19. October 1848.

Die Reichscommission.

Welker. Mosle."

Der Druck und die Versendung dieser Proclamation, wie ein ausführlicher Bericht an das Ministerium in Frankfurt hielten uns den ganzen 19. October in Passau fest. Am 20. auf dem Donau-Dampfschiff nach Linz. Wir waren dort angekündigt und trafen zu unserm Erstaunen die ganze Bevölkerung auf dem Anlandeplatz und den Straßen, uns erwartend und mit Zuruf begrüßend. Ueberall Flaggen und Bänder mit den deutschen Farben. Auf dem Marktplatz war die Nationalgarde mit fliegenden Fahnen aufgestellt, und empfing uns mit klingendem Spiel und lauten Lebehochs. Die Officiere der Nationalgarde und die Mitglieder des Gemeinderaths führten uns in das uns bereitete Quartier. Welker hielt eine dankende Anrede und zog seine Proclamation hervor, um sie zu verlesen. Sie war schon in der Nacht durch Courier von Passau angekommen, gleich in Linz wieder gedruckt worden und hing als Plakat an allen Straßenecken.

Im Saale unsers Gasthauses gab es nun eine lebhaft und sehr interessante Besprechung. Die Stimmung der anwesenden Bürgerofficiere und Gemeinderäthe war gegen den Kaiser und für die Wiener. Der Hof werde alle seine früheren Zusagen zurücknehmen, wenn er siege; zum Reichstag und zu den Wienern müsse man stehen. Das tiefste Mißtrauen gegen die Regierung, die seit einem Jahrhundert durch schlechte Künste und Perfidie zu herrschen gewohnt sei, sprach aus diesen offenen, gutmüthigen und wohlgebildeten Männern, die uns durch die Intelligenz und gute Art überraschten, mit der sie sich ausdrückten. „Alles sei deutsch gesinnt in Oesterreich, Salzburg und Tyrol, und man wolle lieber baierisch werden, als unter die Slaven kommen. Wir sollten nur nach Wien gehen und im Namen des Erzherzogs Ordnung gebieten, damit der Pöbelwirthschaft ein Ende gemacht werde. Dann werde die deutsche Partei um so mächtiger sein und den Hof zu einem Vergleich und zum Aufgeben seiner schlechten Absichten zwingen.“

Das war Wasser auf Welker's Mühle, — indeß ein paar ältere Herren, die absichtlich zurückblieben, als der Haufen sich entfernte, dämpften in Etwas die aufblühende Begeisterung. Sie meinten: „Was auch früher von Seiten der Regierung gefehlt sein möge, in dem gegenwärtigen Streit habe der Kaiser doch stets an der zugesagten Verfassung festgehalten. Die Sache in Wien sei nicht so rein; Kossuth's Einwirkung und Geld aus Ungarn habe den Aufstand vom 6. October zu Wege gebracht. Die ungarische Empörung sei durch Sellachich dem Fall nahe gewesen, und Kossuth habe ausgerufen: „Nur ein Aufbruch in Wien kann uns retten, ich gebe eine Million für einen Cravall in Wien“. Was die Ungarn und die jetzt Wien beherrschende Partei forderten, sei nichts Anderes als der Verfall der österreichischen Monarchie. Darin könne ein verständiger und patriotischer Oesterreicher niemals einstimmen. Das zusammenhaltende Princip für Oesterreich liege jetzt allein in dem Kaiser, der die gegebenen Bewilligungen aufrecht halten, aber Ordnung und Unterwerfung herstellen müsse“. — Das Gespräch wurde unterbrochen, denn der Gouverneur von Oberösterreich, Graf Serbenzky, trat ein, „um uns zu bewillkommen und seine Dienste anzubieten“, wie er sagte. Wir führten ihn in unser Zimmer und erbat uns nach einigen allgemeinen Redensarten seine Ansicht über unsere Mission und seine Nachrichten über den Aufenthalt des Kaisers und über den Zustand von Wien. Er klagte über Unterbrechung des Postenlaufs, über den Widerspruch in den öffentlichen Nachrichten; — seit acht Tagen habe er nichts vom Ministerium erhalten. Er schilderte

seine Verehrung für den Erzherzog Johann, der Oesterreich besser kenne, als irgend ein anderer Mensch, und uns gewiß alle nöthigen Instructionen gegeben habe. Er pries sein persönliches Verhältniß zu den Bewohnern der Provinz und daß es ihm gelungen sei, jeden Exceß von Bedeutung zu verhüten &c. &c. Er sprach vielleicht eine halbe Stunde, sehr geläufig, gewandt, mit ausdrucksvoller Geberde, in lebenswürdigster Haltung, aber — da er fertig war, hatte er nichts gesagt, sich nach keiner Seite hin eingelassen oder compromittirt, unsern Auftrag weder gefördert noch gestört, — und stand dann rasch auf, indem er lächelnd äußerte: „wir würden der Ruhe bedürfen, fänden ihn aber jederzeit bereit, uns Auskunft zu geben und behülflich zu sein“. — Als er hinaus war, rief Welker zornig aus: „Das ist ein echter Polack, falsch und kriechend und für Niemand besorgt, als für sich selbst!“

Am 21. fuhren wir denn die Donau hinunter auf dem Dampfschiff. Bei der Abreise von Linz wurden wir wieder von der Nationalgarde unter Gewehr begrüßt, und das Officiercorps wie der Gouverneur begleiteten uns auf den Einschiffungsplatz. Wir hatten beschlossen, so nahe als thunlich an Wien heranzugehen, uns von der Lage der Dinge durch Augenschein zu überzeugen und nach den Umständen weiteren Beschluß zu fassen. In der Kajüte des Dampfschiffs wurde ein ausführlicher Bericht nach Frankfurt entworfen, der in Krems auf die Post gegeben werden sollte. Dort angekommen, brachte man uns die Proclamation des Kaisers aus Olmütz vom 16., worin derselbe den Fürsten Windischgrätz zum Feldmarschall und Oberbefehlshaber aller österreichischen Truppen ernimmt, und ihm Vollmacht giebt, Wien durch Waffengewalt zur Unterwerfung zu bringen. Zugleich hatte man sichere Nachricht, der Fürst habe sein Hauptquartier in Stammersdorf, einem Dorfe bei Korneuburg auf dem linken Donauufer, einige Stunden von Wien. Er habe 60000 Mann bereits gesammelt, und sei im Begriff, in Verbindung mit Sellachich Wien anzugreifen.

Das entschied unsere Richtung. Wir beschlossen nach kurzem Besprechen, mit dem Dampfschiff weiter bis Korneuburg zu gehen, uns von dort zum Fürsten Windischgrätz zu begeben, denselben womöglich von einer sofortigen Entscheidung durch die Waffen abzubringen und dann in Olmütz und Wien eine Vermittelung und Versöhnung zu versuchen. Im Hauptquartier des Fürsten lag die nächste Gefahr einer blutigen Entscheidung; — dort mußten unsere Hebel angelegt werden, wenn dieselbe vermieden und der bedingungslose Sieg einer der kämpfen-

den Parteien verhindert werden sollte. In einem Siege solcher Art aber lag offenbar die eigentliche Gefahr für die deutschen sowohl, als für die constitutionellen Interessen. Der Kaiser sagte zwar am Schluß seiner Proclamation:

„Nach Bezwingung des bewaffneten Aufruhrs und Wiederherstellung der Ruhe wird es die Aufgabe meiner Regierung sein, im Einklange mit den Mitgliedern des constituirenden Reichstags durch gesetzliche Regelung der Presse, des Vereinsrechts und der Volkswehr einen Zustand herbeizuführen, der, ohne der Freiheit zu nahe zu treten, dem Gesetze Kraft und Achtung sichert,“

aber wir theilten das Mißtrauen in die Fortdauer constitutioneller Gesinnung bei der österreichischen Regierung nach einem entschiedenen Waffenerfolg, — und die Geschichte hat gezeigt, daß wir uns nicht geirrt hatten.

Gegen Abend stiegen wir bei Korneuburg an's Land und fuhren von da mit einem Wiener Fiaker nach Stammersdorf. Wir meldeten uns bei dem Commandanten des Hauptquartiers, der in einem großen Bauerhaus, gegenüber der Pfarre, wo der Feldmarschall wohnte, einquartiert war. Es kam der Bescheid, der Feldmarschall sei eben sehr beschäftigt, er werde uns sagen lassen, wann er uns sehen könne. Wir wurden eingeladen, im Zimmer des Major König so lange zu verweilen. Man bot uns Erfrischungen an; nach und nach kamen viele höhere Officiere, uns zu sehen und zu sprechen. Der General Wisz, Chef des Stabes, der Feldmarschall-Lieutenant Fürst Lichtenstein, der Landgraf v. Fürstenberg waren unter ihnen. Alle waren sehr freundlich und höflich. Sie erkundigten sich nach Personen und Umständen in Frankfurt, zweifelten nicht, daß sie in einigen Tagen in Wien sein würden, meinten, eine Lection sei den Leuten dort nöthig. Welker ließ sich auf Discussionen ein, die zu nichts führen konnten.

Nach 1½ Stunden etwa kam ein Officier, der uns zum Feldmarschall geleitete. Er stand in der Uniform mitten im Zimmer, wie ein Souverain, der empfängt. Welker begann eine Anrede. Er fiel ihm in's Wort: „Wollen Sie mir ihre Namen nennen, meine Herren?“ — „Nun, und was führt Sie zu mir?“ — Ich hatte unsere Vollmacht in der Hand und wollte dieselbe überreichen. „Das brauche ich nicht; sagen Sie mir nur kurz, was Sie von mir wollen!“ — Welker erwiderte: „Wir kommen Namens des Reichsverwesers unsere Vermittelung anzubieten für eine unblutige Beendigung der Unruhen, die augenblicklich Oesterreich heimsuchen.“ — „Ich muß jede fremde Ein-

wirkung in diese Angelegenheit ablehnen; damit hat Deutschland nichts zu schaffen; dies ist eine ganz österreichische Sache."

Der Stolz des Mannes weckte den meinigen und ich erwiderte: „Wir stehen hier auf deutschem Boden und Euer Durchlaucht werden doch die deutsche Centralgewalt nicht als eine fremde ansehen. Derjenige würde eine schwere Verantwortlichkeit auf sich laden, der Nation und der Geschichte gegenüber, der unter so bedenklichen und schwierigen Umständen eine versöhnende Einwirkung des deutschen Reichsverwesers schroff zurückweise!“

„Sie wollen mir doch nicht drohen? Ich kenne meine Verantwortung selbst! Hier ist nicht die Rede von Versöhnung, sondern von Unterwerfung. Diesen Dingen muß ein Ende gemacht werden, und (sich auf die Brust schlagend) ich versichere Sie, daß ich der Mann dazu bin. Es gilt, die Monarchie vor den rebellischen Abgeschmacktheiten der Parteien zu retten. Ich habe das übernommen und ich werde es ausführen, aber ich habe es nur übernommen unter der Bedingung, daß man sich nicht in meine Anstalten einmischet. Ich würde dem Kaiser meinen Degen zu Füßen legen ehe ich mir einsprechen ließe in meine Anordnungen. — Also, meine Herren, ich kann mich nicht auf Ihre Anerbietungen einlassen und habe Ihnen weiter nichts zu sagen!“

Der Fürst machte eine leichte Verbeugung und ich trat nicht ohne ein Gefühl der Verletzung einen Schritt zurück, um abzugehen. Aber der sonst so heftige Welker zeigte sich gefasster und klüger als ich. Er hielt Stand und sagte mit ruhiger Ehrerbietung: „Euer Durchlaucht Energie und Tapferkeit sind bekannt, und bei den Prager Ereignissen ist auch Ihre Mäßigung von der ganzen deutschen Nation anerkannt und bewundert worden, mithin — —.“ Der Fürst fiel ein: „Wenn ich mir etwas vorzuwerfen habe, so ist es vielleicht, daß ich damals zu gemäßigt und mild war. Zu große Schonung rächt sich immer durch spätern größern Verlust. Noch einmal, meine Herren, ich weiß, was ich zu thun habe, und kann mich durch nichts in der Welt davon abbringen lassen“. — Welker erwiderte: „So haben wir Euer Durchlaucht nur noch darum zu bitten, wenigstens keinen entscheidenden Schritt zu einem blutigen Ende zu thun, bevor wir Seine Majestät den Kaiser in Olmütz gesprochen haben, wohin wir sofort abgehen werden“.

„Das hängt von den Umständen ab, ich kann mich auf keine Versprechungen einlassen. Uebrigens kann ich Ihnen sagen, daß Sie auch in Olmütz nichts ausrichten werden. Der Kaiser hat schon nach

Frankfurt geschrieben, daß er diese Vermittelung ablehnen müsse. Apropos, Frankfurt, wie steht es denn dort? Ist der Erzherzog wohl? Ist jetzt Alles ruhig?"

Wir sagten, wir hätten Alles im besten Zustand verlassen.

Der Fürst fuhr fort: „Auch in Frankfurt hat man der revolutionären Partei viel zu viel Raum gegeben, so daß es auch dort zu abscheulichen Dingen, zu Straßenkampf und Ermordungen gekommen ist.“

Welker erwiderte: „Indeß sind die Unruhen bald gedämpft worden und man muß dem guten Geiste der Mehrheit in der Nationalversammlung, wie der Energie der Centralgewalt Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Allerdings,“ sagte der Fürst, „die Regierung in Frankfurt hat sich gut und kräftig gezeigt. Wir wollen es hier ebenso machen, meine Herren; ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen.“

Welker: „So wollen wir Euer Durchlaucht nicht weiter lästig fallen. Wir gehen nach Olmütz und hoffen, eine blutige Lösung steht nicht nahe bevor!“

Ein paar stumme Verbeugungen von beiden Seiten waren das Ende.

Der Eindruck, den mir Fürst Windischgrätz hinterließ, war ein sehr vortheilhafter, wiewohl seine schroffe Haltung mich persönlich verletzt hatte. Ich konnte ihm doch nicht böse sein und betrachtete ihn mit einer gewissen innern Genugthuung. Er machte den vollen Eindruck eines Mannes, der weiß, was er will und der auf dem rechten Platz steht. Zugleich trat mir hier in unbefangenster und gradester Weise entgegen, was mir ohnehin schon zum politischen Glaubenssatz geworden war, nämlich: „die völlige Nichtachtung der Verbindung mit Deutschland von Seiten aller österreichischen Autoritäten“. Bald sollten wir diese Erfahrung in anderer Form neu bestätigt finden.

Es war 11 Uhr Abends, als wir in das Quartier des Major König zurückkehrten. Gleich beim Eintritt bestellten wir unsern Fiaker, denn wir wollten die Nacht durchfahren, um am andern Morgen die Eisenbahn nach Olmütz zu erreichen. Als wir in des Majors Zimmer traten, um uns zu verabschieden, fanden wir viele Officiere, die neugierig schienen, den Erfolg unserer Verhandlung mit dem Fürsten zu hören. Welker ließ sich auf Andeutungen und Warnungen ein, die mir übel angebracht schienen. Man nöthigte uns einige Gläser Wein und einen Smbiß auf. Um Mitternacht fuhren wir ab, um auf Land-

wegen Lundenburg, die erste Eisenbahnstation an der Grenze von Mähren, zu erreichen.

Es war eine dunkle, regnigte Octobernacht und schon nach 1 1/2 Stunde hielt unser Fiaker in einem Dörschen an: „Er könne nicht weiter in der Nacht, seine Pferde seien ermüdet und er finde den Weg nicht mehr.“ Was sollten wir machen? Es gab kein Wirthshaus in dem elenden Weiler; ein armer Tagelöhner nahm uns für den Rest der Nacht auf. Unsere beiden Diener machten uns ein Strohlager in dem einzigen Stübchen, in dem die Frau krank mit einem kleinen Kind im Bett lag. Außer Wasser und grobem Brod war nichts zu haben; es war gut, daß man uns in Stammersdorf zu essen gegeben hatte. Ich erzählte meinem murrenden Gefährten einige Abenteuer aus den Bivouaks von 1813. Darüber schliefen wir ein, um andern Tages mit grauem Morgen nach Lundenburg zu fahren, von wo uns die Eisenbahn in einigen Stunden nach Olmütz brachte.

Der Ort war übervoll, kein Gasthof konnte uns aufnehmen. Außer der kaiserlichen Familie und dem ganzen Hof, dem Ministerium und unzähligen Beamten hatten vornehme Flüchtlinge aus Wien, dann Deputationen aller Provinzen, viele Abenteuerer, die ihre Dienste antrugen, endlich eine überstarke Garnison die nicht große Stadt plötzlich überschwemmt. Wir brachten uns mühsam in kleinen Bürgerhäusern gegen schweres Geld unter, Welker bei einem Kuchenbäcker, ich bei einem Frauenschneider nicht weit davon. Nachdem wir uns einigermaßen eingerichtet und umgekleidet, meldeten wir uns noch am Abend unserer Ankunft (22. Octbr.) bei dem Minister Wessenberg, der (wie der Kaiser) im bischöflichen Schloß wohnte. Er war nicht anwesend, ließ uns aber bald darauf auf den andern Morgen bestellen.

Der alte Herr empfing uns sehr freundlich; mich selbst herzlich. „Was haben wir erleben müssen, seit Sie vor einem Monat von uns gingen!“ Und nun fing er sogleich, ehe Welker seinen wohl vorbereiteten amtlichen Vortrag beginnen und anbringen konnte, an zu erzählen von den Scenen des 6. October, von seinem Versteck und seiner Flucht, von den Abenteuern, Gefahren und Strapazen, die er, der Fünfundsiebenzigjährige, in den wenigen Wochen durchgemacht. „Und doch bin ich frisch, wie zu Haus und nicht einmal recht müde, aber satt, satt von dem Leben, und ich bitt' alle Tag' den Kaiser, daß er mich alten Mann frei läßt.“ — Als dann endlich die Rede auf unsere Mission kam: „Er wisse Alles, er habe Briefe aus Frankfurt und auch schon vom Fürsten Windischgrätz. Er sei ganz einverstanden, es müsse

weiter kein Blut, wenigstens so wenig wie möglich vergossen werden. Wenn die Leute in Wien nur halbweg vernünftig wären, so ergäben sie sich ihrem guten Kaiser.“ — Er fragte dann, ob wir die Proclamation des Kaisers vom 19. schon gesehen, und da wir nur die vom 16. kannten, las er uns jene vor, welche zwar keine Amnestie ankündigte, sondern Unterwerfung forderte, aber fest versprach, alle gegebenen Freiheiten, auch die Befreiung des Grundeigenthums, aufrecht zu halten und mit dem constituirenden Reichstag ferner die constitutionelle Verfassung zu berathen und festzustellen. — Wir mußten das lebhaft anerkennen und baten nun um so mehr, unsere Vermittlung für die Beruhigung Wiens anzunehmen und den Angriff mit bewaffneter Hand aufzuschieben. — „Ich will sogleich die Befehle des Kaisers einholen,“ sagte der alte Diplomat, „und eine Audienz für Sie nachsuchen; ich sende Ihnen Nachricht, so wie ich den Kaiser gesprochen habe.“ — Nachmittags wurden wir durch ein Handbillet des Ministers auf den andern Morgen 11 Uhr zum Kaiser bestellt. —

Weissenberg war allein beim Kaiser. Der kleine unansehnliche Herr trat auf uns zu und sagte: „I dank' meinem Onkel Johann sehr für die gute Dienst', die er mir anbietet. Aber sage Sie ihm, i selbst bin stark genug, um Herr zu werden über die Unordnung in meinem Land.“ — Dann noch ein paar Fragen: „Ob wir schon in Oesterreich gewesen seien? — ob das nit ein schönes Land sei?“ — und Se. Majestät machten uns ein Kopfnicken, womit wir entlassen waren. Ein Versuch Welker's zu einer nähern Auseinandersetzung wurde durch dies Kopfnicken verhindert. — Im Vorzimmer erwartete uns ein Hofbeamter, der uns Mittags zur kaiserlichen Tafel bestellte.

„Da haben wir unsern Bescheid,“ sagte ich zu Welker, als wir allein waren. „Es ist das alte Lied, Oesterreich will nichts von deutscher Einwirkung wissen und ich kann sie eben nicht sehr darin verdienen.“ — Mein gläubiger Gefährte war der Ansicht, sie thäten nur so. Im Grunde sähen sie doch sehr nach Deutschland und selbst die milde Proclamation vom 19. sei wahrscheinlich eine Folge unserer Erscheinung und Ansprache. Jedenfalls bleibe uns nur übrig, fortzufahren mit unsern Ermahnungen zur Milde und unsern Anerbietungen zur Vermittlung, bis auf eine oder andere Art die Entscheidung da sei. — Darin mußte ich ihm Recht geben. — Zu Haus fanden wir zwei Schreiben, vom Minister Kraus in Wien und vom Präsidium des Reichstags, als Erwiederung auf die übersandte Proclamation. Beide

forderten uns dringend auf, für Versöhnung und Vermittelung wirksam zu sein. —

Eine Stunde vor der kaiserlichen Tafel stellten wir uns dann noch, nach Wessenberg's Rath, dem Erzherzog Franz Karl, Gemahl der Erzherzogin Sophie, Vater des Kronprinzen, ebenfalls vor. Ein kleiner, hagerer, lebhafter Mann, verbesserte und vermehrte Ausgabe seines Herrn Bruders, des Kaisers. Er war sehr freundlich und beredt, große Offenheit und Freimüthigkeit zur Schau tragend. „Das Volk sei an sich gut und harmlos, aber die vielen fremden Emissaire in Wien hätten es verführt. Freie Presse und Vereinsrecht, Bewaffnung und Wahlrecht in dieser Ausdehnung ertrage kein Volk der Welt. Dazu kämen die vielen Nationalitäten, die sich nicht verstanden und einander haßten.“ — Ich riskirte die Bemerkung: „Auf der andern Seite seien die verschiedenen Nationalitäten auch eine Ressource für die Regierung; sie fände an der einen leicht eine Stütze, wenn die andere es zu toll treibe; wie jetzt eben der Augenschein lehre.“ — Ich wußte wohl, daß ich damit eins der Regierungsgeheimnisse des österreichischen Hofes ausplauderte. Der Erzherzog sah mich lächelnd und bedeutsam von der Seite an, ohne ein Wort zu erwiedern.

Bei Tafel in dem schönen Speisesaal des Erzbischofs placirte man uns der kaiserlichen Familie gegenüber, rechts und links vom Minister v. Wessenberg. Mein anderer Nachbar war der Graf Grüne, Obersthofmeister des Kronprinzen, welcher letztere mir gegenüber saß. Dieser, ein junger, blühender Herr von 18 Jahren, gefiel mir nach Ausdruck des Gesichts und in seiner ganzen Haltung, was ich dem Grafen Grüne mit einem Compliment bemerkte. Er ging darauf ein, lobte die verständige Richtung des Prinzen und dessen Ernst und meinte, in ihm liege die Hoffnung Oesterreichs. Der Graf, von dem ich nie ein Wort gehört hatte, erschien mir als ein sehr gescheuter, etwas ernster und selbst bitterer Mann, was ich den damaligen Verhältnissen zuschrieb. Er erging sich besonders in Aerger und Spott über die aufrührerischen Ungarn. „Diese Magyaren seien das eitelste und prahlerischste aller Völker, sie litten an unglaublicher Selbstüberschätzung. Das Magyarenthum werde und müsse schließlich untergehen.“ Er zeigte mir an einer andern Stelle der Tafel den Fürsten Felix Schwarzenberg. „Der komme eben von der Armee in Italien und sei der rechte Mann, auch hier Ordnung zu machen.“

Der Kaiser sagte bei Tafel kein Wort, so viel ich bemerken konnte. Er saß zwischen der Kaiserin und der Erzherzogin Sophie, etwas

weiter neben dem Kronprinzen die wunderschöne Prinzess Ferdinand d'Este von Modena, Schwester des Erzherzogs Stephan.

Nach der Tafel wurden wir auch der Erzherzogin Sophie vorgestellt, die sich lange und eingehend mit uns unterhielt. Sie hatte vorher mit dem englischen Gesandten, Lord Ponsonby, gesprochen und lobte die offene, ernste und männliche Characterbildung der meisten Engländer. „Bei uns ist das anders, wir haben Mangel an Männern und empfinden das jetzt mehr als jemals.“ — Ich war feck genug, zu erwidern, „das hänge wohl etwas mit dem bisherigen Regierungssystem in Oesterreich zusammen, welches die Bildung unabhängiger, männlicher Charactere gerade nicht befördert habe“. — Sie nahm das ganz gut und unbefangen auf, sagte, daß sie sich der Wiener wahrhaft schäme, die einen Messenhauser, einen Taufenau an ihre Spitze stellen könnten, und fand die Schule dieser Zeit sehr gut für ihren Sohn (den Kronprinzen), der glücklicherweise ohnehin zum Ernst und zur Tiefe neige. — Die imposante Gestalt der Erzherzogin, ihre klugen, etwas verweinten Augen, machten uns einen sehr vortheilhaften Eindruck. — Es versteht sich, daß Fragen nach dem Erzherzog Johann, nach seinem Befinden und seiner Wirksamkeit in Frankfurt jedes Gespräch einleiteten. Man affischirte offenbar das Bemühen, uns die Ueberzeugung zu geben, nicht wegen unserer Qualität als Commissarien des deutschen Reichs, sondern weil wir von einem Glied der kaiserlichen Familie geschickt wären, würde uns so viel Ehre und Freundlichkeit erzeugt. Von unserer Mission sprach Niemand ein Wort.

Abends auf Welker's Zimmer wurde ein ausführlicher Bericht nach Frankfurt entworfen. „Wir führen eifrig fort, auf eine friedliche Entwicklung hinzuwirken, seien gut in Olmütz aufgenommen und hofften auf einigen Erfolg.“

Am 25. verbreitete sich das Gerücht von einer Aufforderung des Fürsten Windischgrätz an die Wiener. „Er gebe ihnen noch zwei Tage Bedenkzeit, sie sollten die Waffen niederlegen und ihm ihre Unterwerfung anzeigen, sonst greife er an.“ — Ich schrieb sogleich an Minister Wessenberg: „Wir bäten um Mittheilung der Aufforderung des Fürsten und falls die Sache richtig sei, um die erforderlichen Pässe und Aufträge nach Wien, um die Catastrophe zu verhindern.“ — Wir hatten Abends vorher eine Karte des Fürsten Felix Schwarzenberg auf unserm Tisch gefunden und machten ihm nun in Erwartung von Wessenberg's Antwort unsern Gegenbesuch. Es gab eine lange, sehr interessante Unterhaltung. Der Fürst, ein großer, schlanker Mann zwischen

40 und 50, mit einem männlichen, ausdrucksvollen Gesicht, kam uns mit den Worten entgegen: „Nun, meine Herren, haben Sie schon unsere großen Neuigkeiten gehört?“ Und da wir verneinten, erzählte er: „Windischgrätz werde morgen oder übermorgen in Wien sein, die Unterwerfung sei so gut wie gewiß. — Der Kaiser habe den Reichstag, wie noch heute bekannt gemacht werde, nach Kremsier in Mähren beschieden, wo die neue Verfassung ruhig werde berathen werden können. — Wien werde einstweilen im Belagerungszustand verbleiben, wie der Hof in Olmütz. — Das Ministerium gehe ab, aber das neue sei noch nicht bekannt. — Oesterreich werde sich auch diesmal groß aus der Krisis ziehen. — Dann komme es nur noch darauf an, das Verhältniß zu Deutschland richtig zu bestimmen.“ — Ich fühlte heraus, daß der neue Premierminister zu uns spreche, und wollte in diesem Sinn etwas erwidern und zugleich mich nach den näheren Bedingungen der Unterwerfung Wiens erkundigen. Aber Welker schnitt mir das Wort ab; er war nicht zu halten; die letzte Aeußerung des Fürsten, über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland, traf sein Lieblingscapitel und er erging sich sogleich mit professorlicher Ausführlichkeit und Gründlichkeit über die Nothwendigkeit einer engsten staatsrechtlichen Verbindung, wenigstens der deutsch-österreichischen Länder mit Deutschland. — Der Fürst erwiderte, „es sei schwer, sich einen Planeten zu denken, der in zwei Sonnensystemen gravitire; entweder das Ganze oder nichts; Oesterreich müsse auf die Einheit der Monarchie halten!“ — Ich äußerte, „die richtige Formel für das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland sei noch nicht gefunden, aber sie werde sich wohl aus der ferneren Entwicklung der Dinge ergeben; für jetzt scheine mir das Wichtigste, daß man sich nicht schroff zu einander stelle und gegenseitig gute Dienste von einander annehme.“ — Das brachte das Gespräch wieder auf die Angelegenheit des Tages, und gleich darauf wurde uns die Erwiderung des Ministers Wessenberg gebracht, worauf wir uns empfahlen.

Wessenberg schrieb:

„Hochgeehrte Herren, was Ihre wohlwollende Absicht betrifft, noch einen Versuch in Wien zur Beilegung der dortigen Zerwürfnisse zu machen, so scheint mir vorerst nöthig, Sie in Kenntniß der Zustände zu setzen. Es handelt sich nicht darum, dort mit einer Partei zu unterhandeln, sondern lediglich, eine Insurrection zu unterdrücken, die von der durch fremde Einflüsse aufgeregten besitzlosen Classe ausgeht, mit welcher eine Unterhandlung in der ge-

wöhnlichen Form nicht statthaben kann. Die durch den Terrorismus der zügellosen Haufen eingeschüchterte Bürgerschaft erwartet mit Sehnsucht ihre Befreiung und steht der Regierung nichts weniger als feindlich gegenüber, daher auch mit dieser kein Stoff zur Unterhandlung ist. Uebrigens geht morgen der vom Feldmarschall Fürsten Windischgrätz zur Unterwerfung gesetzte Termin zu Ende und werden daher, wenn keine Unterwerfung erfolgt, die militairischen Unternehmungen unverzüglich beginnen. Jeder Versuch, dieselben dann noch zu unterbrechen, würde vergeblich sein, auch wird der Erfolg nach den getroffenen Vorbereitungen nicht auf sich warten lassen. Das ist um so wahrscheinlicher, als nach eben eingetroffenen Nachrichten sich auch die Ungarn vor der gegen sie entwickelten Militairmacht in ihr Land zurückgezogen haben. — Ich glaube Sie auf diese Sachlage aufmerksam machen zu müssen, wie auf die Hindernisse, welche dadurch Ihren edlen Absichten augenblicklich entgegenstehen.“

u. s. w.

Es war klar, daß unter solchen Umständen nach Wien zu gehen eine Thorheit gewesen wäre, die nur zur vollständigsten Compromittirung unserer Personen und der Centralgewalt führen konnte.

Ich machte einen Besuch bei dem Prinzen Wasa und seiner Schwester, der Prinzessin Amelie von Schweden, da ich deren Anwesenheit in Olmütz erfahren. Lebhaftes politisches Gespräch. Der Prinz erzählte von der Militair-Emeute in Wien am 6., die er erlebt hatte, von dem Empfang der Deputation durch den Kaiser und deren unglaublichen Forderungen. Beide Herrschaften gaben zu, daß die Regierung arge Fehler gemacht, daß man nicht ehrlich mit den Ungarn verfahren, — es müsse Vieles anders werden in Oesterreich. —

Am 27. gingen wir früh zu Wessenberg, der uns gleich annahm. Wir erklärten ihm, „daß wir in Folge seines gestrigen Schreibens auf die Reise nach Wien in diesem Augenblick verzichteten, uns auf die Milde der Regierung und die gemäßigten Forderungen des Fürsten Windischgrätz verließen, und ihn nur bäten, uns die eingehenden Nachrichten gleich mittheilen zu lassen“. — Er versprach das freundlich und zutraulich und entließ uns, da der Kaiser ihn erwarte. — Auf dem Rückwege begegnete uns der Herr v. Iszfording, Wessenberg's Secretair, den Welter an die Aufforderung des Fürsten Windischgrätz erinnerte, die er uns hätte mittheilen wollen. Er zog das Blatt hervor, dessen Durchsicht unser Erstaunen und unsern Unwillen erregte. Es enthielt die härtesten, rücksichtslosesten Bedingungen: „Die Stadt solle

sich nach zwei Tagen unbedingt ergeben, zwölf Geißeln stellen, eine noch unbestimmte Zahl von Individuen zur Bestrafung ausliefern, sich sofort nach der Uebergabe dem Belagerungsstand unterwerfen. Jeden Bewaffneten, den die Armee bei ihrem Einzuge noch anträfe, werde er sofort dem Standrecht überliefern". — Wir drückten unsere lebhafteste Ueberraschung aus. Herr Isfording meinte, „es sei wohl so schlimm nicht gemeint und mehr auf Einschüchterung berechnet; auch glaube er, daß der Fürst zur Milde ermahnt sei". — Was sollten wir thun? in diesem Augenblick war die Entscheidung schon gefallen.

Abends im „Goliath“, einem Speisehaus, erzählte man von einer Reichstagsdeputation an den Kaiser, die eben angekommen sei; auch der Minister Kraus sei aus Wien hier. Man wolle um Zurücknahme der unbedingten Vollmacht für den Fürsten Windischgrätz und um milde Bedingungen für Wien bitten. — Gleich darauf erschien der ehemalige Minister Herr v. Pillersdorf, einer der Reichstagsdeputirten. Er wandte sich sogleich an uns und kündigte uns auf den andern Morgen früh den Besuch der Reichstagsdeputation an, die Auftrag habe, mit uns in Unterhandlung zu treten. — Ich fragte, wozu wir und die Deputation noch helfen könnten, da in diesem Augenblick der Angriff auf Wien erfolge und die Armee wahrscheinlich in der Stadt sein werde? — Herr v. Pillersdorf erklärte, „Windischgrätz habe noch zwei Tage mehr bewilligt, es fänden in diesem Augenblick Unterhandlungen statt; wir würden morgen zeitig das Nähere hören". — Das änderte die Sache. —

Am 27., Morgens 8 Uhr, fanden sich denn die sechs Wiener Deputirten bei Welker ein (Pillersdorf, Fischen, Potozki u. s. w.). Sie erzählten in großer Lebendigkeit und Erregung, wie es in Wien aussehe. „Seit 14 Tagen seien tägliche Gefechte mit den Vorposten Sellaich's und später Windischgrätz's geliefert, allerdings, wie sie zugeben, größtentheils von den undisciplinirten Wiener Bewaffneten veranlaßt. Die Truppen hätten sich bisher mehr defensiv verhalten, aber doch oft die Vorstädte beschossen. Gestern hätten viele Häuser gebrannt und den ganzen Nachmittag sei stark kanonirt worden. Indes habe Windischgrätz einer Deputation des Gemeinderaths Aufschubung des eigentlichen Angriffs bis zum 29. zugesagt, wenn sie bis dahin die Waffen niedergelegt und seine Bedingungen gewährt hätten, wolle er friedlich einziehen. Aber diese Bedingungen seien unerträglich, und namentlich auf die Auslieferung einer unbestimmten Anzahl noch unbekannter Personen könne und wolle man nicht eingehen. Sie seien ge-

kommen, dem Kaiser vorzustellen, daß er seine Vollmacht an den Fürsten Windischgrätz zurücknehme, gegen Wien keinen Belagerungsstand ausspreche, die Versetzung des Reichstags nach Kremsier aufhebe, mit einem gesetzlichen Ministerium berathe u. u. Von uns hofften und erwarteten sie, daß wir sie in ihren gerechten und billigen Forderungen unterstützen würden."

Wir versprachen, das Mögliche und was sich mit unserer Mission vertragen zu thun. Auf die Fragen, wegen Windischgrätz's Vollmacht und wegen der Versetzung des Reichstags nach Kremsier, könnten wir uns nicht wohl einlassen. Aber für eine friedliche Besetzung und milde Behandlung Wiens wollten wir uns wiederholt und mit Beziehung auf die uns mitgetheilten Nachrichten verwenden. — Ich schrieb denn auf der Stelle an Wessenberg in diesem Sinn, lebhaft die Bitte erneuernd, uns mit beschwichtigenden Eröffnungen und milden Bedingungen an den Feldmarschall und nach Wien sofort abreisen zu lassen.

Mittags im „Goliath“ mit den Wiener Deputirten. Nachher Spaziergang mit denselben. Herr v. Isfording begegnet uns. Auch er tadelt die Härte von Windischgrätz; aber derselbe habe jetzt weitere Frist zu Unterhandlungen gegeben und sich auf die Auslieferung von drei Personen beschränkt. Er entschlüpft uns wie ein Mal. — Gespräch mit Willersdorf, der an der Widerstandsfähigkeit der Wiener zweifelt, die Versetzung nach Kremsier als einen Sieg des Slavismus betrachtet und sehr trübe Ahnungen hat. — Bei unserer Rückkehr wird uns die folgende Antwort Wessenberg's gebracht:

„Hochgeehrte Herren!

In Erwiderung Ihrer werthen Zuschrift von heute muß ich bemerken, daß nach unsern Nachrichten der Feldmarschall bisher nicht angegriffen, sondern nur Angriffe zurückgeschlagen hat, wobei ein Officier und mehrere Gemeine der Armee gefallen sind. Uebrigens hat der Feldmarschall die Frist zur Unterwerfung verlängert, und ist daher noch Hoffnung, daß er ohne Blutvergießen zum Zweck kommt. Daß übrigens Empörungen der Proletarier von dieser Art nicht ohne Anwendung von Zwang ganz unterdrückt werden können, haben noch neulich die Ereignisse in Frankfurt bewiesen. Sollten mir morgen erhebliche Nachrichten zugehen, werde ich nicht ermangeln, sie Ihnen mitzutheilen.

Mit u. s. w.

Olmutz, 27. October 1848.

Wessenberg."

Ganz der alte Styl, den ich vom Sommer her kannte. Unser Besuch berührt der Minister nicht einmal; er theilt uns nur ein paar Nachrichten und Bemerkungen mit, die uns beruhigen und hinhalten sollen. — Was sollten wir thun? — Auf eigne Hand nach Wien abgehen, um uns vom Fürsten Windischgrätz festhalten und verspotten zu lassen? Oder uns durch seine Vorposten schleichen, um in Wien ohnmächtige Rathschläge zu geben, die uns dem Hohn und Spott, der tumultuarischen Massen preisgeben? — Wir konnten nichts anders thun, als an Ort und Stelle der weiteren Entwicklung mit Aufmerksamkeit folgen, und nach wie vor jeden Moment erspähen, wo wir im Sinne unsers Auftrags thätig werden konnten. Wir berichteten in diesem Sinne an den Minister in Frankfurt, der sich später mit solcher Haltung völlig einverstanden erklärte. — Welker war hoffnungsvoller und gläubiger als ich. Er behauptete, ohne unsere Anwesenheit und Bemühung hätte der Feldmarschall jene neue Frist, die noch Alles zum Guten wenden könne, niemals bewilligt. —

28. October. — Olmütz wurde mit jeder Stunde voller und lebhafter. Außer der Reichstagsdeputation waren zahlreiche Deputationen der mährischen Stände, dann der Städte Prag, Brünn, Linz eingetroffen, welche den Kaiser ihrer Treue versicherten und für Wien baten. Große Aufzüge von mährischen Bauern (Hannacken), die ihre Ergebenheit und ihren Dank für die neu bestätigte Grundentlastung darthun wollten, zogen vor dem Schlosse auf. Eine größere Anzahl der früher aus Wien entflohenen böhmischen, mährischen und galizischen Reichstagsdeputirten sammelte sich in Olmütz, um dann weiter nach Kremsier zu gehen.

Wir machten Morgens dem Minister Kraus einen Besuch, den wir im „Goliath“ kennen gelernt hatten. Er will wieder nach Wien zurück auf seinen dortigen Posten. Er ist durch und durch deutsch gesinnt, will die ganze Monarchie in der Verfassung zusammen halten, mit Vorherrschaft des deutschen Elements, hält sogar die allmähliche Germanisirung gesicherter bei freier Entwicklung aller Nationalitäten. Die Deutschen müßten sich dann rühren, würden erregt und thätig zum Fortschreiten. Ihr endlicher Sieg sei gewiß. Der Slavismus sei ein Gespenst; alle Völker der Monarchie hätten das Deutsche als bildendes und vermittelndes Element nöthig. „In jedem Ungarn stecken zwei Menschen, der Magyar und der Deutsche; jener ist der Barbar und wird unfehlbar von diesem in Zaun gehalten und allmählig besiegt, wenn man beide ungestört gewähren läßt“. — Er glaubt an einen

blutigen Kampf in Wien; „die Arbeiter und die Fanatiker werden sich wehren und caputt gemacht werden; die sogenannte Nationalgarde wird sich nicht rühren“. — Der Mann sprach lebhaft und klar und gefiel uns sehr.

Mittags bei Tisch der Reichstagsdeputirte Fischer aus Salzburg neben mir, der zugleich im Ministerium angestellt ist. Offner, lebhafter, scharfer Mann. Die augenblickliche große Krisis bringt Jedermann zum Sprechen und Aussprechen. Alle sind naiv und von Herzen betheilig und vergessen jede gesellschaftliche Zurückhaltung. Er will nicht nach Kremsir, ohne ausdrückliche Zustimmung seiner Committenten, klagt über den Mangel an Characteren und politischen Größen. Wessenberg sei schon durch sein Alter unfähig, Willersdorf schwach und zweideutig, Kraus keine politische Persönlichkeit. Er war sehr besorgt wegen des endlichen Ausgangs.

Nach Tisch Spaziergang mit mehreren der hier versammelten Deputirten. Meyer von Brünn liest mir eine Bittschrift von 30 Deputirten unterschrieben vor, um Rückkehr des Reichstags nach Wien, sobald es dort ruhig sei. Er lobt die Böhmen und Mähren im Reichstag, als am besten politisch gebildet. Sie hätten sich vernünftig und gemäßigt gezeigt und die Rechte gebildet. Er will einen Föderativstaat, mit Achtung aller Nationalitäten; ein Staatenhaus und die Ministerien des Auswärtigen, des Kriegs, des Handels, der Reichsfinanzen in Wien, — Ständehäuser und Ministerien des Innern in den einzelnen Provinzen. — Herr Meyer ist ein sehr gebildeter, klarer, wohlredender Mann und gut österreichischer Patriot, nur 36 Jahre alt. —

Er bat mich und Welker, den Abend mit ihm in einem Weinhaus zuzubringen, wo wir viele Reichstagsdeputirte treffen würden. Es war dort bald die lebhafteste allgemeine Unterhaltung. Herr Sawlitschek, Redacteur eines czechischen Journals, trug mit Geist und Humor seine Censur-Abenteuer und Kämpfe vor; Gelächter und Beifall begleiteten seine Erzählung. Herr Lasser aus Salzburg, ein junger Mann von sehr guter Haltung, bestätigte die Unfähigkeit, ja die Verächtlichkeit der Preß- und Polizeibehörden in Oesterreich. Professor Helfert aus Krakau, ein Böhme, erzählte seine kürzlichen Verhandlungen mit Wessenberg und dem Fürsten Schwarzenberg über Abänderung der kaiserlichen Proclamation vom 16. Alle waren empört über die Blindheit und Unverbesserlichkeit des Hofs und der Aristokraten, und Herr Hein, Abgeordneter von Troppau, fügte manches Einzelne hinzu aus seiner Erfahrung, um dies Gefühl zu rechtfertigen. Und das waren hervor-

ragende Mitglieder der rechten Seite des Reichstags! Welche unermessliche Kluft in diesem unglücklichen Lande zwischen den Regierenden und der Bildung! — Wir mußten viele Fragen über Frankfurt beantworten, und Welker gerieth dabei in eine heftige Declamation gegen die dortige Linke und gegen den Socialismus, der ihr Ziel sei.

Am 29. früh gingen wir zu Isfording, uns nach Berichten aus Wien zu erkundigen. Es war eben eine telegraphische Depesche von Windischgrätz gekommen: „Die Truppen haben einen Theil der Leopoldstadt.“ — Einige Stunden später telegraphirte der Feldmarschall: „Wir sind vor den Wällen der Stadt.“ — Isfording fügte hinzu, er wisse gewiß, daß der Feldmarschall seine Bedingungen gemildert, unter andern nur Bem, Pulski und Schütte zum Ausliefern verlangt habe, der plötzliche Angriff der Vorstädte sei dem Ministerium ein Räthsel.

Dasselbe klärte sich noch im Laufe des Tages auf. Die Wiener Proletarier und Studenten hatten unter Bem's Anführung am 27. die Truppen angegriffen und durch Abbrennen großer Holzmagazine ihre Bewegung verdeckt, zu derselben Zeit, wo eine Deputation des Gemeinderaths im Hauptquartier des Feldmarschalls die Uebergabe verhandelte. Erbittert durch den anscheinenden Verrath hatte Fürst Windischgrätz den allgemeinen Angriff auf die Vorstädte am 28. befohlen und dieselben nach neunstündigem blutigem Kampf erobert. — Wessenberg war nicht zu sprechen: „Er arbeite mit dem Kaiser.“ — Ich ging zu Fischer, der als Unterstaatssecretair im Ministerium des Innern angestellt war. Er wußte nichts von Wien. „Das sei eine verlorene Sache und habe nichts Anderes werden können. Er denke an die Zukunft und rüste sich, nach Prag abzureisen, wo morgen eine Versammlung von Reichstagsdeputirten berathe. Es handle sich darum, über die künftige Gestaltung Oesterreichs einig zu werden. Niemand wisse, was aus der Monarchie zu machen sei, er am wenigsten. Da habe Herr Fröbel aus Frankfurt ganz kürzlich eine Broschüre drucken lassen (Wien, Oesterreich und Deutschland), die ihm doch etwas zu enthalten scheine.“ — Welker und ich hatten sie in diesen Tagen zusammen gelesen und waren ziemlich einig darüber, daß es eine theoretisch hohle Auffassung sei ohne praktischen Verstand, wenn auch gut geschrieben und voll schwunghafter Gedanken. Herr Fröbel will die ganze österreichische Monarchie in den deutschen Bundesstaat aufgenommen wissen. — Ich äußerte das gegen Herrn Fischer und empfahl lebhaft für Oesterreich den Föderativstaat nach amerikanischem und

schweizerischem Muster mit völkerrechtlichem Anschluß an Deutschland. — Er hatte vielerlei einzubringen und wir schieden natürlich ohne einig zu werden über den etwas schwierigen und weitläufigen Gegenstand. — Aber so mächtig war der Zug der Zeit und die naive theoretische Schaffenslust auch in mir, dem Fünfundfünfzigjährigen, daß ich mich zu Haus gekommen hinsetzte und den ganzen Abend und die halbe Nacht an einer Abhandlung schrieb: „Wie die österreichische Monarchie zu regeneriren und zu constituiren sei nach den gegebenen Elementen, um ihrer politischen und welthistorischen Aufgabe zu genügen.“ Ich sandte sie am andern Morgen früh Herrn Fischer zu, der im Begriff gewesen war nach Prag abzureisen. Er ist nachher Gouverneur von Oberösterreich geworden und ist es vielleicht noch. Ich habe nie wieder etwas von ihm und von meiner nächtlichen Arbeit vernommen. —

Am 30. October, gleich nach dem Frühstück, waren Weller und ich wieder auf dem Wege zu Wessenberg, als uns Fürst Felix Schwarzenberg Arm in Arm mit Meyer und im eifrigen Gespräch mit demselben begegnete. „Sie wollen wahrscheinlich zu dem alten Herrn; ich komme eben von ihm, er hat nichts Neues aus Wien; — der Telegraph ist zerstört, wir wissen nur, daß gestern Abend alle Vorstädte in der Gewalt der Truppen waren.“ — Also, zusammen in's Caffeehaus, wo sich Gruppen gebildet hatten zu lebhaftesten Gesprächen, Spannung auf allen Gesichtern. — Auch aus Tyrol und Salzburg waren Deputationen gekommen.

Mittags 2 Uhr, da wir im „Goliath“ unsern Fasan mit Kraut bei einem Glase Ungarwein verzehrten, brachte uns der Dr. Günther, Leibarzt des Kaisers, die eben durch Courier eingegangene Nachricht von der Uebergabe der inneren Stadt.

Wir eilten sogleich zum Minister. Herr v. Wessenberg bestätigte: „Wien (die Stadt) sei durch Capitulation ohne viel Blutvergießen in die Gewalt der Armee gekommen. Der Feldmarschall werde milde verfahren, der Kaiser sein Wort halten und die Verfassung in Kremsier mit dem Reichstag vereinbaren. Wir könnten dem Erzherzog die feste Versicherung darüber bringen, wenn wir nach Frankfurt zurückkämen?“

Wir erwiderten, „daß wir diesen Auftrag dankend annähmen. Es bleibe uns nun nur übrig, ihn rasch auszuführen. Wir dächten, morgen abzureisen, und erwarteten nur noch des Kaisers etwaige Befehle.“ — Der Minister übernahm es, uns Seiner Majestät zu empfehlen und uns für den Fall zu benachrichtigen, daß der Kaiser uns heute noch sprechen wolle. —

Abends hatten wir noch ein recht interessantes Souper im „Goliath“. Meyer empfing uns dort und stellte uns dem Grafen Stadion vor, der unsere Bekanntschaft gewünscht hatte. Wir setzten uns an einen kleinen Tisch mit diesen beiden, dem Dr. Günther und dem Grafen Zerboni di Spofetti, Ministerialrath. Wien war natürlich nächster Gegenstand des Gesprächs. Unsere Tischgenossen waren glücklich, daß der „Unsinn“ dort zu Ende sei, und man sei verhältnißmäßig wohlfeil zum Ziel gekommen. Graf Stadion, ein sehr liebenswürdiger Aristokrat, einfach und anspruchslos aber von den besten Formen, sprach die Hoffnung aus, daß nun noch Alles gut werde in Oesterreich. Es war schon öffentliches Geheimniß, daß er in wenigen Tagen Minister des Innern sein werde, wie Fürst Felix Schwarzenberg Minister der auswärtigen Angelegenheiten. „Nur das künftige Verhältniß zu dem neuen Deutschland, das man eben in Frankfurt zurecht mache, sei ihm noch dunkel.“ — Welker sang sofort sein altes Lied, und in volleren Tönen, als je zuvor. „Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht trennen; — wir sind nichts ohne Oesterreich und Oesterreich ist nichts ohne uns“ u. s. w. — Der Graf schüttelte den Kopf. „Aber ich bin ein Oesterreicher und begreife nicht, wie wir uns können von Frankfurt aus regieren lassen“ u. s. w. — Ich sagte: „Wir müßten beiderseits die Pretension aufgeben, einander regieren zu wollen, und dafür den Voratz eintauschen, einander zu helfen und nützlich zu sein; — „dabei würden wir beide gewinnen!“ — „Damit kann man einverstanden sein,“ sagte Stadion, „aber das ist keine politische Stipulation, sondern eine moralische Vorschrift, und Sie wissen, daß die moralischen Vorschriften immer anerkannt, aber auch immer verletzt werden.“ — Meyer mischte sich ein und setzte auseinander, daß ein Bund zwischen Oesterreich und Deutschland mit festen Stipulationen und zu bestimmten Zwecken sehr wohl denkbar sei. Beide hätten keine divergenten Interessen; Oesterreich sei ein wichtiger Bundesgenosse für Deutschland nach Westen hin, und bedürfe Deutschlands zur Ausführung seiner Aufgabe nach Osten. — Der Dr. Günther zeigte sich als gutmüthigen Humoristen, sehnte sich nach den Fleischtopfen in Wien zurück, und wünschte die Zeit herbei, wo sich jeder um sein Geschäft und Vergnügen gekümmert habe, und keiner um politische Luftschlösser. Diese Stimmung wurde zuletzt die herrschende, da bei dem lebhaften Gespräch viel trefflicher Ungarwein getrunken war. —

Am 31. October fuhren wir dann mit der Eisenbahn nach Prag

und von da per Dampfschiff nach Dresden, dann über Leipzig nach Frankfurt, wo wir den 4. November eintrafen.

Herr v. Schmerling kam uns mit der Klage entgegen, daß wir ihn unverantwortlich mit unsern Berichten in Stich gelassen. Seit unserm Schreiben vom 24. October aus Olmütz habe er keine Zeile von uns erhalten, und sei darüber der Nationalversammlung gegenüber vielfach in Verlegenheit gerathen. Wir hatten am 28. und 30. October aus Olmütz, am 1. November aus Prag ausführlich geschrieben. Der letztere Bericht kam noch am 5. November in Frankfurt an, die andern beiden einige Tage später. Sie waren von uns auf Aufforderung Wessenberg's dem Herrn v. Isfording übergeben worden, da derselbe eben einen Courier nach Frankfurt zu expediren hatte. Wir überreichten nun dem Minister die zurückbehaltenen Abschriften und bemerkten, daß uns in Olmütz auch nichts von ihm zugegangen sei. Es war schwer, sich des Argwohns zu erwehren, daß hier ein neues Bröbchen österreichischer Regierungspolitik vorliege.

Dem sei, wie ihm wolle, Herr v. Schmerling wie der Erzherzog selbst waren froh, daß in Oesterreich die Ruhe hergestellt sei, und bezeugten uns wiederholt, wir hätten gethan was zu thun gewesen wäre. Anderer Ansicht waren die Parteien der Nationalversammlung. Die Demokraten waren wüthend über die Niederwerfung der „deutschen Partei“, wie sie es noch immer nannten, durch die rohe Soldateska in Wien, und sie geriethen außer sich, als die Nachricht von der Erschießung Robert Blum's eintraf. „An dem Allen waren die Reichscommissaire schuldig, die ihre Pflicht nicht gethan, die Wien hätten schützen müssen gegen den Tyrannen Windischgrätz, und Blum retten mit Gefahr des eignen Lebens. Statt dessen hätten sie in Olmütz an der kaiserlichen Tafel geschwelgt und der Erzherzogin Sophie den Hof gemacht. Auch das Ministerium sei schuldig, weil es keine bessere Wahl getroffen und keine energischere Instruction gegeben.“ Das und Aehnliches wurde im Laufe des November wiederholt zur Sprache gebracht, und darauf Mißtrauensanträge gegen das Ministerium und Tadelsvoten gegen die beiden Reichscommissaire gegründet und formulirt. Die Debatte darüber dauerte mehrere Tage mit äußerster Lebhaftigkeit. Der Angriff war heftig, die Vertheidigung ziemlich schwach, Welker hielt eine mehrstündige Rede pro domo, in welcher er sich durch zu große Ausführlichkeit und leidenschaftliche Recriminationen übernahm. Indes die Centren und die rechte Seite waren bei der Abstimmung gegen jene Anträge, so daß sie sämmtlich zu Boden fielen. Aber der Ein-

druck, den diese Debatten auf die armen gewesenen Reichscommissaire zurückließen, war darum doch kein sehr wohlthuender.

So habe ich denn auf meinen beiden Sendungen nach Oesterreich als Reichsgesandter und als Reichscommissair, wie kurz zuvor in meiner Stellung als Bundesgesandter und kurz nachher als Unions-Bevollmächtigter, die Erfahrung gemacht, daß dergleichen Verwendungen in bewegter Zeit zwar recht interessant und instructiv sein können, — aber Genuß und Ehre hatte ich in ihnen nicht gefunden, freilich auch nicht gesucht; — ich hatte mich eben verwenden lassen.

## Die Zukunft Oesterreichs und Preußens.

Denkschrift vom 4. December 1848. \*)

So hat denn das neue österreichische Ministerium in Kremsir gesprochen! Man wird sehen, daß die Majorität des Reichstags, daß die unermessliche Mehrheit der Bevölkerung dem Programm Beifall giebt. Was jedem Sachkundigen seit Monaten als die nothwendige Consequenz der Stimmungen und Zustände erschien, das ist endlich im Angesicht von Europa klar und officiell proklamirt worden. Die Oesterreicher wollen ihre Monarchie rekonstruiren als einen Föderativstaat von gleichberechtigten Provinzen und Nationalitäten, zusammengehalten durch eine kräftige Centralgewalt, bestehend aus dem Monarchen mit seinem Ministerium und aus einem gemeinschaftlichen Parlament; sie wollen „Vereinigte Staaten von Oesterreich“ sein, aber unter der kürzeren und bindenderen Bezeichnung eines „Reichs“ und mit dem habsburgischen Monarchen an der Spitze. Und sie wollen diese große politische Evolution für sich machen, ungeirrt und abgetrennt von der gleichzeitigen deutschen. „Erst wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland (also jedes für sich) zu neuen und festen Formen gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen.“ Mit dem Zusatz, „bis dahin wird Oesterreich fortfahren, seine Bundespflichten treulich zu erfüllen“, der als *captatio benevolentiae* folgt, kann nach dem Vorhergehenden nichts Reales gemeint sein, außer etwa Oesterreich wolle nach wie vor an Deutschland festhalten als an einem Bundesgenossen zu Schutz und Trutz.

Es vollzieht sich demnach jetzt, was seit anderthalb Jahrhunderten in unserer geschichtlichen Entwicklung indicirt ist. Daß neben dem

\*) War abgedruckt in № 325 und 327 der „Deutschen Zeitung“, Frankfurt, den 10. und 11. December 1848.